
Stefan Xavier
Das ist eure
WELT
Ich lebe nur darin
Aktiokrat Verlag

Stefan Xavier

Eine Abrechnung mit diesen lauten und hysterischen Zeiten

Das ist eure Welt. Ich lebe nur darin.

Aktiokrat Verlag



Aktiokrat Verlag

Das ist eure Welt. Ich lebe nur darin.
Eine Abrechnung mit diesen lauten und hysterischen Zeiten

Erstveröffentlichung durch den Aktiokrat Verlag 2026

Copyright © 2026 Torsten Nicodemus
Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Verlages dürfen keine Teile des Buches vervielfältigt, verbreitet oder öffentlich zugänglich gemacht werden.

Satz & Layout: Aktiokrat Verlag
Coverdesign: Torsten Nicodemus

Erste Ausgabe

Kontakt:
Aktiokrat Verlag
z.H. Torsten Nicodemus
Stormarner Straße 4
22941 Bargteheide
www.aktiokrat-verlag.de

Geschichten, die bleiben.

ISBN 9783692830544

Druck und Vertrieb: Amazon KDP

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1 – Ich war selbst Konsument · 5

Kapitel 6 – Sich selber versklaven · 13

Kapitel 1 – Ich war selbst Konsument

„Ich bin nicht am Ziel. Aber ich laufe wenigstens nicht mehr in die falsche Richtung."

Es ist immer einfach, über andere Menschen zu reden.

Über den Nachbarn mit dem viel zu teuren Auto. Über jemanden, der jeden zweiten Tag neue Klamotten bestellt. Über Menschen, die ihr Essen fotografieren und ins Internet stellen. Über Leute, die jeden Abend stundenlang durch soziale Medien scrollen oder sich die nächste Katastrophe in den Nachrichten ansehen.

Man kann auf all diese Menschen zeigen und sich fragen:

Warum macht ihr das?

Ich könnte das natürlich auch.

Es hätte nur einen kleinen Schönheitsfehler.

Ich war selbst nicht besser.

Mein Konsum sah vielleicht anders aus. Aber wenn ich heute zurückblicke und mich frage, warum ich manche Dinge gekauft oder getan habe, kann ich nicht behaupten, dass dahinter immer eine besonders vernünftige Entscheidung stand.

Was hatte ich eigentlich gekauft?

Ich habe Videospiele zum vollen Preis gekauft, die ich unbedingt haben musste.

Jedenfalls glaubte ich das in diesem Moment.

Jahre später waren einige davon immer noch nicht gespielt. Teilweise waren sie inzwischen über Abonnements verfügbar.

Das Spiel lag also bei mir herum. Ich hatte dafür bezahlt. Und trotzdem hatte ich offenbar nie genug Interesse daran gehabt, es tatsächlich zu spielen.

Was genau hatte ich damals eigentlich gekauft?

Das Spiel?

Oder das Gefühl, es besitzen zu können?

Noch deutlicher wurde es bei Trophäen.

Ich habe Spiele gespielt, die mich eigentlich gar nicht besonders interessiert haben, weil dort noch irgendeine virtuelle Auszeichnung zu holen war.

Noch diese Aufgabe.

Noch jene Trophäe.

Noch ein Häkchen.

Ich möchte das nicht falsch verstanden wissen: Ich halte Videospiele nicht für verschwendete Lebenszeit.

Wenn jemand acht Stunden vor einem Spiel sitzt und dabei acht fantastische Stunden hat, sehe ich darin überhaupt kein Problem.

Lebenszeit muss nicht produktiv sein.

Sie muss keinen wirtschaftlichen Ertrag bringen.

Niemand muss am Ende eines Sonntags vorweisen können, was er geschaffen, gelernt oder verdient hat.

Wenn ich acht Stunden lang etwas tue, weil ich genau diese acht Stunden so verbringen möchte, können sie hervorragend verbrachte Lebenszeit sein.

Mein Problem war ein anderes.

Ich spielte manchmal nicht mehr, weil mir das Spielen Freude bereitete.

Ich spielte, weil ich fertig werden wollte.

Weil da noch etwas offen war.

Im Grunde hatte ich aus meiner Freizeit eine Aufgabe gemacht.

Eine Aufgabe, die niemand von mir verlangt hatte.

Ich hatte mir selbst eine Verpflichtung geschaffen und anschließend meine Lebenszeit dafür eingesetzt, sie zu erfüllen.

Wenn ich heute darüber nachdenke, ist das fast absurd.

Aber damals habe ich es gemacht.

Zwischen Wissen und Handeln

Beim Geld war es nicht wesentlich anders.

Ich habe gekauft.

Nicht nur Dinge, die ich brauchte. Nicht nur Dinge, die mir langfristig Freude bereiteten.

Ich habe Geld ausgegeben, obwohl ich es eigentlich nicht hatte.

Natürlich wusste ich, dass man nicht mehr ausgeben sollte, als man zur Verfügung hat. Dafür braucht man kein Wirtschaftsstudium.

Aber zwischen etwas wissen und entsprechend handeln liegt manchmal ein erstaunlich großer Abstand.

Bei mir führte dieser Abstand irgendwann dazu, dass es finanziell ziemlich eng wurde.

Ich hatte mir einen Teil meiner Probleme selbst geschaffen.

Das ist mir wichtig.

Ich könnte erzählen, was alles in meinem Leben nicht optimal gelaufen ist. Ich könnte äußere Umstände verantwortlich machen. Und natürlich gibt es Dinge, die man nicht beeinflussen kann.

Aber diese Entscheidungen hatte ich getroffen.

Ich hatte das Geld ausgegeben.

Ich hatte die Dinge gekauft.

Ich hatte die Verpflichtungen geschaffen.

Und deshalb musste ich irgendwann akzeptieren, dass niemand anderes kommen würde, um mein Leben für mich aufzuräumen.

Was wollte ich eigentlich kaufen?

Heute glaube ich, dass es bei meinem Konsum teilweise gar nicht um die Dinge selbst ging.

Ich war nicht besonders glücklich.

Mir fehlten Menschen in meinem Leben. Ich hatte keine wirklichen Freunde und hätte mir das anders gewünscht. Manche Dinge haben mich belastet.

Kaufen konnte daran nichts ändern.

Aber Kaufen konnte für einen Moment etwas anderes erzeugen.

Vorfreude.

Beschäftigung.

Das Gefühl, sich etwas zu gönnen.

Vielleicht auch einfach Ablenkung.

Das funktioniert erstaunlich gut.

Bis es nicht mehr funktioniert.

Denn das Paket kommt an.

Man packt es aus.

Das neue Spiel steht im Regal.

Der Gegenstand liegt in der Wohnung.

Und das Leben, das man vorher hatte, ist immer noch dasselbe.

Also braucht man irgendwann das nächste Paket.

Ich will daraus keine allgemeine psychologische Theorie machen. Ich kann nicht beurteilen, warum andere Menschen konsumieren.

Vielleicht kauft jemand jeden Monat zehn Paar Schuhe und ist damit vollkommen glücklich.

Dann ist das seine Sache.

Ich kann nur sagen, was ich bei mir erkannt habe:

Ich habe teilweise versucht, mit Konsum etwas auszugleichen, das sich durch Konsum nicht ausgleichen ließ.

Und dafür habe ich einen Preis bezahlt.

Nicht nur in Geld.

Auch in Zeit.

Hinter meinem Geld steckt Lebenszeit

Dieser Zusammenhang war mir früher nicht so bewusst wie heute.

Wenn ich hundert Euro ausgebe, verschwinden nicht einfach hundert abstrakte Einheiten von meinem Konto.

Ich musste diese hundert Euro irgendwann verdienen.

Dafür habe ich gearbeitet.

Ich bin aufgestanden, obwohl ich vielleicht lieber liegen geblieben wäre. Ich bin zur Arbeit gefahren. Ich habe Stunden meines Lebens gegen Geld eingetauscht.

Natürlich lässt sich nicht jeder Euro sauber in Minuten meines Lebens umrechnen.

Aber der Gedanke dahinter hat meinen Blick auf Konsum verändert:

Hinter meinem Geld steckt Lebenszeit.

Damit bekam eine alte Frage plötzlich eine zweite:

Nicht nur:

Kann ich mir das leisten?

Sondern:

Ist mir das die Lebenszeit wert, die darin steckt?

Man kann sich etwas finanziell leisten und trotzdem feststellen, dass man es sich in Lebenszeit nicht leisten möchte.

Darauf werde ich später noch zurückkommen.

Glück ist keine Strategie

Während der Corona-Zeit kam irgendwann ein Moment, an dem ich mir eingestehen musste:

So funktioniert es nicht.

Nicht Corona war der Grund. Diese Zeit fiel lediglich mit einem Punkt in meinem Leben zusammen, an dem ich meine eigene Situation anders betrachtete.

Ich hatte zu viel ausgegeben.

Ich hatte finanzielle Probleme.

Und irgendwann war da die Erkenntnis:

Wenn ich so weitermache, wird es nicht besser.

Ich hatte dabei auch Glück. Manche Dinge hätten schlechter laufen können. Ich bin finanziell durch diese Phase gekommen.

Aber Glück ist keine Strategie.

Ich musste etwas ändern.

Nicht die Welt.

Nicht die Wirtschaft.

Nicht die Gesellschaft.

Mich.

Das klingt nach einem dieser Motivationssprüche, die Menschen gern auf irgendwelche Bilder schreiben und per WhatsApp verschicken.

Ich hasse solche Bilder.

Aber manchmal steckt selbst hinter einem ausgelutschten Satz ein vernünftiger Gedanke.

Ich konnte nicht beeinflussen, was andere Menschen machten.

Ich konnte aber anfangen, meine eigenen Entscheidungen zu verändern.

Und das geschah nicht über Nacht.

Es gab keinen Morgen, an dem ich aufstand, meine komplette Wohnung ausmistete, sämtliche unnötigen Ausgaben strich, einen perfekten Finanzplan erstellte und von diesem Tag an ausschließlich vernünftige Entscheidungen traf.

So funktioniert mein Leben jedenfalls nicht.

Es war ein Prozess.

Und es ist immer noch einer.

Ich habe den Konsum nicht abgeschafft

Das ist vielleicht der wichtigste Punkt dieses Kapitels.

Ich konsumiere heute noch.

Natürlich tue ich das.

Ich gehe essen. Ich kaufe Dinge. Ich bezahle für Unterhaltung. Ich möchte Fußball sehen. Ich gebe Geld für Dinge aus, die kein Mensch zum Überleben braucht.

Ich habe überhaupt nicht das Ziel, möglichst wenig Freude zu haben, damit am Ende meines Lebens eine besonders große Zahl auf irgendeinem Konto steht.

Das wäre für mich genauso absurd.

Ich habe lediglich angefangen, anders zu fragen.

Nicht:

Brauche ich das zum Überleben?

Sondern:

Will ich das wirklich?

Das ist ein Unterschied.

Ein Essen im Restaurant kann objektiv unnötig sein und mir trotzdem einen schönen Abend geben.

Ein Fußballspiel kann objektiv vollkommen bedeutungslos sein und mir trotzdem Freude bereiten.

Ein Videospiel kann mir hundert großartige Stunden schenken.

Dann hat all das für mich einen Wert.

Aber ein Spiel zu kaufen, das ich niemals spiele, weil ich im Moment des Kaufs irgendeinen Reiz befriedigen wollte?

Das ist etwas anderes.

Ein Spiel zu spielen, auf das ich überhaupt keine Lust habe, weil mir noch eine virtuelle Trophäe fehlt?

Für mich ebenfalls.

Ich habe deshalb nicht gelernt, auf Konsum zu verzichten.

Ich habe versucht zu lernen, zwischen **Konsum und Wert** zu unterscheiden.

Ich bin nicht das Maß der Dinge

Und genau deshalb möchte ich niemandem einen Vorwurf daraus machen, wenn er selbst noch in irgendeiner Spirale steckt.

Wie sollte ich?

Vielleicht kauft jemand Dinge, weil er damit etwas kompensiert.

Vielleicht sucht jemand Aufmerksamkeit.

Vielleicht arbeitet jemand sechzig Stunden pro Woche, weil er glaubt, erst mit dem nächsten Karriereschritt etwas wert zu sein.

Vielleicht hängt jemand jeden Abend in sozialen Medien.

Vielleicht schaut jemand stundenlang Nachrichten.

Vielleicht sammelt jemand Likes.

Ich habe Trophäen gesammelt.

Meine Spirale sah nur anders aus.

Deshalb werde ich mich nicht hinstellen und behaupten, ich hätte das Leben verstanden und alle anderen müssten nur endlich auf mich hören.

Das wäre genau die Haltung, die mich bei anderen Menschen stört.

Ich bin nicht das Maß der Dinge.

Aber andere Menschen sind es für mein Leben ebenfalls nicht.

Ich muss nicht besser sein als sie.

Ich muss heute nicht einmal besser sein als der Mensch neben mir.

Aber ich möchte versuchen, bessere Entscheidungen für mein eigenes Leben zu treffen als früher.

Das reicht mir.

Denn ich bin nicht am Ziel.

Aber ich laufe wenigstens nicht mehr in die falsche Richtung.

Kapitel 6 – Sich selber versklaven

„Schulden sind Ketten."

Das klingt dramatisch.

Vielleicht ist es das auch.

Aber wenn ich darüber nachdenke, was Schulden für mein Leben bedeuten, komme ich immer wieder bei diesem Bild an.

Eine Schuld ist für mich ein Anspruch auf meine Zukunft.

Ich bekomme heute etwas.

Dafür verspreche ich, morgen etwas zu leisten.

Und übermorgen.

Und nächsten Monat.

Vielleicht über Jahre.

Das kann vollkommen vernünftig sein.

Menschen finanzieren Häuser.

Unternehmen.

Ausbildungen.

Dinge, die sie anders vielleicht niemals bezahlen könnten.

Ich möchte daraus keine allgemeine Regel machen.

Ich sage nicht:

Niemand darf Schulden haben.

Ich sage:

Ich möchte so wenige wie möglich haben.

Denn je wichtiger mir meine eigene Zeit geworden ist, desto unangenehmer wurde mir der Gedanke, Teile meiner zukünftigen Zeit bereits heute zu verplanen.

Die Zukunft soll die Rechnung bezahlen

Bei Staatsschulden verstehen erstaunlich viele Menschen dieses Prinzip sofort.

Wenn über neue Schulden, Sondervermögen oder andere große finanzielle Verpflichtungen diskutiert wird, hört man schnell einen Satz wie:

„Wir können doch nicht heute das Geld ausgeben und unsere Kinder und Enkel irgendwann dafür bezahlen lassen."

Den Gedanken kann ich nachvollziehen.

Wenn ich heute etwas beschließe und jemand anderes in zwanzig oder dreißig Jahren noch die Rechnung dafür tragen muss, sollte ich wenigstens sehr gute Gründe dafür haben.

Nur frage ich mich:

Warum erkennen wir dieses Prinzip beim Staat so leicht – und bei uns selbst manchmal nicht?

Denn im Kleinen mache ich bei privaten Schulden etwas sehr Ähnliches.

Nur sind meine Kinder und Enkel dann nicht die zukünftigen Schuldner.

Ich bin es selbst.

Mein heutiges Ich entscheidet:

Das möchte ich jetzt haben.

Mein zukünftiges Ich bekommt anschließend die Nachricht:

Und du bezahlst es.

Vielleicht nächsten Monat.

Vielleicht die nächsten fünf Jahre.

Vielleicht noch länger.

Wenn ich also finde, dass eine zukünftige Generation nicht gedankenlos für den heutigen Konsum bezahlen sollte, dann erscheint mir zumindest die Frage berechtigt:

Warum sollte mein zukünftiges Ich gedankenlos für meinen heutigen Konsum bezahlen?

Heute die Freude, morgen die Rate

Das Merkwürdige daran ist:

Derjenige, der die größte Freude an einem Kauf hat, ist häufig mein heutiges Ich.

Ich sehe etwas.

Ich möchte es.

Ich bestelle es.

Ich freue mich darauf.

Das Paket kommt.

Ich packe es aus.

Geil.

Neu.

Meins.

Und dann passiert etwas vollkommen Normales.

Der Gegenstand wird Alltag.

Das neue Auto ist irgendwann einfach das Auto.

Der neue Fernseher ist irgendwann einfach der Fernseher.

Das neue iPhone ist irgendwann einfach das Smartphone.

Das neue Spiel steht irgendwann einfach im Regal.

Der Reiz des Neuen verschwindet.

Was nicht unbedingt verschwindet, ist die Rate.

Das ist eine ziemlich merkwürdige Verteilung.

Mein heutiges Ich bekommt die Begeisterung.

Mein zukünftiges Ich bekommt die Rechnung.

Und vielleicht interessiert sich mein zukünftiges Ich für den Gegenstand längst überhaupt nicht mehr.

Ich habe das selbst gemacht

Gerade deshalb kann ich darüber nicht aus irgendeiner moralischen Höhe schreiben.

Ich kenne das von mir selbst.

Ich habe Videospiele gekauft, die ich unbedingt haben musste.

Zum vollen Preis.

Und dann?

Teilweise habe ich sie jahrelang nicht gespielt.

Einige waren später längst über Abonnements verfügbar oder für weniger als die Hälfte Neu zu bekommen.

Der große Reiz hatte also im Moment des Kaufs stattgefunden.

Ich wollte das Spiel haben.

Nicht irgendwann.

Jetzt.

Und danach stand es da.

Das Geld war weg.

Der Reiz ebenfalls.

Bei einem Kauf auf Kredit wäre die Sache noch absurder gewesen.

Dann hätte mein damaliges Ich etwas unbedingt haben wollen, woran es kurz darauf kaum noch Interesse hatte.

Und mein zukünftiges Ich hätte trotzdem weiter dafür bezahlt.

Ich hätte meinem späteren Ich eine Rechnung für eine Begeisterung geschickt, die längst vorbei war.

Dieser Gedanke gefällt mir überhaupt nicht.

Nicht weil man nichts kaufen darf.

Nicht weil jeder Kauf rational bis auf die letzte Kommastelle sein muss.

Und auch nicht, weil ich glaube, dass alles einen dauerhaften Nutzen haben muss.

Ich kaufe Dinge, weil sie mir Freude machen.

Völlig in Ordnung.

Aber wenn die Freude kurz ist und die Verpflichtung lang, möchte ich wenigstens wissen, was ich da gerade tue.

Heute kaufen, morgen arbeiten

Ein Kredit macht etwas möglich, das zunächst großartig klingt:

Ich kann heute etwas haben, obwohl ich das Geld dafür noch nicht verdient habe.

Das Problem steckt für mich inzwischen im zweiten Teil dieses Satzes:

noch nicht verdient.

Denn irgendjemand muss die Rechnung irgendwann bezahlen.

Normalerweise ist das mein zukünftiges Ich.

Ich kaufe heute.

Mein zukünftiges Ich arbeitet.

Ich entscheide heute.

Mein zukünftiges Ich hat die Verpflichtung.

Vielleicht möchte dieses zukünftige Ich irgendwann etwas vollkommen anderes.

Vielleicht möchte es weniger arbeiten.

Vielleicht möchte es den Job wechseln.

Vielleicht möchte es eine Pause machen.

Vielleicht möchte es sich selbstständig machen.

Vielleicht möchte es einfach sagen:

„Ich habe keinen Bock mehr."

Dann stehen dort aber noch die Entscheidungen meines früheren Ichs und sagen:

Schön für dich. Die Rate ist trotzdem am Ersten fällig.

Genau das ist die Kette, die ich meine.

Geliehene Zukunft

Hinter Geld steckt für mich Lebenszeit.

Darüber habe ich bereits gesprochen und werde später noch ausführlicher darauf zurückkommen.

Ich arbeite.

Dafür bekomme ich Geld.

Mit diesem Geld bezahle ich mein Leben.

Wenn ich Schulden mache, passiert für mich allerdings noch etwas anderes:

Ich greife auf Geld zu, das ich erst in Zukunft verdienen muss.

Und damit indirekt auf Zeit, die ich noch gar nicht gelebt habe.

Natürlich ist das ein vereinfachtes Bild.

Aber für mein eigenes Denken funktioniert es.

Ich sage meinem zukünftigen Ich:

Von deinen nächsten Monaten oder Jahren gehört ein Teil bereits jemand anderem.

Du wirst Geld verdienen müssen, weil ich heute entschieden habe, es auszugeben.

Je mehr solcher Verpflichtungen ich anhäufe, desto kleiner wird mein Spielraum.

Und Spielraum ist für mich Freiheit.

Ich kenne die andere Seite

Ich habe selbst mehr Geld ausgegeben, als ich hatte.

Ich kenne das Gefühl, wenn Geld knapp wird.

Ich weiß, wie schnell aus einzelnen Entscheidungen eine Situation entstehen kann, in der man nicht mehr überlegt:

„Was möchte ich mit meinem Geld machen?“

Sondern:

„Was muss als Nächstes bezahlt werden?“

Das verändert den Blick.

Plötzlich ist Einkommen nicht mehr nur eine Möglichkeit, das eigene Leben zu gestalten.

Es wird zur Notwendigkeit.

Ich muss Geld bekommen, weil Verpflichtungen auf mich warten.

Natürlich braucht fast jeder Mensch auch ohne Schulden Geld.

Miete.

Lebensmittel.

Strom.

Versicherungen.

Das Leben selbst kostet Geld.

Ich kann nicht sämtliche finanziellen Zwänge abschaffen.

Aber gerade deshalb möchte ich mir möglichst wenige zusätzliche schaffen, die ich vermeiden könnte.

Die unvermeidbaren reichen mir.

Eine Rate ist eine Entscheidung gegen Möglichkeiten

Vielleicht ist das sogar wichtiger als die Zinsen.

Wenn ich eine Rate von dreihundert Euro im Monat habe, fehlen mir nicht einfach dreihundert Euro.

Diese dreihundert Euro können nichts anderes mehr werden.

Keine Rücklage.

Keine Investition.

Kein freier Tag.

Keine Reise.

Kein früherer Ausstieg aus einem Job.

Keine spontane Entscheidung.

Sie haben bereits einen Besitzer.

Nicht weil mein zukünftiges Ich diese Entscheidung getroffen hat.

Sondern weil mein heutiges Ich sie getroffen hat.

Damit ist jede langfristige Verpflichtung auch eine Entscheidung gegen andere Möglichkeiten.

Das muss nicht falsch sein.

Vielleicht ist mir das, was ich dafür bekomme, genau das wert.

Dann ist alles in Ordnung.

Ich möchte nur nicht vergessen, dass ich nicht lediglich etwas kaufe.

Ich verkaufe gleichzeitig einen Teil meines zukünftigen Spielraums.

Da lege ich mir doch freiwillig eine Kette an

Ich habe mir irgendwann ein Gedankenexperiment gestellt.

Nehmen wir an, ich hätte mein Ziel erreicht.

Meine laufenden Kosten wären gedeckt.

Meine Einnahmen aus meinen Büchern und meinen Kapitalanlagen würden ausreichen.

Ich müsste nicht mehr für einen Arbeitgeber arbeiten, um meine Existenz zu sichern.

Und dann käme jemand und sagte:

„Arbeite noch ein Jahr ganz normal Vollzeit für mich. Dafür bekommst du 100.000 Euro."

Früher hätte ich vermutlich zuerst die Zahl gesehen.

Hunderttausend Euro.

Heute würde ich wahrscheinlich zuerst etwas anderes fragen:

Wofür?

Wenn ich das Geld nicht brauche, um das Leben zu führen, das ich führen möchte – was kaufe ich mir dann mit diesen hunderttausend Euro?

Und was verkaufe ich dafür?

Ein Jahr.

Ein Jahr, in dem jemand anderes wieder darüber bestimmt, wann ich aufstehe.

Wann ich bei der Arbeit sein muss.

Wann ich Feierabend habe.

Wann ich Urlaub nehmen darf.

Vielleicht wäre dieses Angebot für einen anderen Menschen fantastisch.

Für mich wäre irgendwann die Frage:

Da lege ich mir doch freiwillig wieder eine Kette an, die ich gerade erst losgeworden bin.

Warum sollte ich das tun?

Natürlich hat auch eine Million einen Preis

Man kann das Gedankenexperiment weiterdrehen.

Was wäre bei einer Million?

Eine Million Euro für ein Jahr.

Dann wird die Sache natürlich schwieriger.

Eine Million ist verdammt viel Geld.

Damit ließen sich Dinge ermöglichen, die mit hunderttausend Euro vielleicht nicht möglich wären.

Aber selbst dann verschwindet meine Frage nicht:

Wofür?

Wenn es einen konkreten Grund gäbe, könnte meine Entscheidung anders aussehen.

Vielleicht möchte ich damit etwas Bestimmtes ermöglichen.

Für mich.

Für meine Partnerin.

Für einen Menschen, der mir wichtig ist.

Vielleicht eröffnet dieses Geld eine Möglichkeit, die mir tatsächlich mehr wert ist als dieses Jahr.

Dann gibt es etwas abzuwägen.

Aber nur eine größere Zahl auf dem Konto?

Das reizt mich immer weniger.

Geld ist für mich kein Punktestand.

Es soll etwas ermöglichen.

Und wenn ich irgendwann Freiheit mit Geld erkauft habe, wäre es zumindest merkwürdig, diese Freiheit anschließend ohne konkreten Grund wieder für noch mehr Geld zu verkaufen.

Was für mich „genug" bedeutet, ist allerdings noch einmal eine eigene Frage.

Zu der komme ich später.

Freiheit kostet Geld

Das klingt zunächst widersprüchlich.

Ich möchte weniger vom Geld abhängig sein.

Gleichzeitig versuche ich, Vermögen aufzubauen.

Warum?

Weil ich nun einmal in einer Welt lebe, in der Geld einen großen Teil meiner Möglichkeiten bestimmt.

Ich kann mich hinstellen und sagen:

„Geld ist mir nicht wichtig."

Meine Miete interessiert das nicht.

Mein Stromanbieter ebenfalls nicht.

Und der Supermarkt nimmt meine persönliche Philosophie wahrscheinlich auch nicht als Zahlungsmittel.

Also brauche ich Geld.

Für mich besteht die Lösung deshalb nicht darin, Geld abzulehnen.

Im Gegenteil.

Ich möchte Geld gezielt nutzen, um meine Abhängigkeit von künftigem Einkommen zu reduzieren.

Und genau dort sehe ich einen grundlegenden Unterschied.

Schulden erhöhen meinen zukünftigen Einkommensbedarf.

Vermögen kann ihn senken.

Das eine sagt:

Du musst auch morgen noch verdienen.

Das andere kann irgendwann sagen:

Du darfst morgen entscheiden.

Deshalb fühlt sich das eine für mich wie eine Kette an.

Und das andere eher wie ein Schlüssel.

Schuldenfreiheit ist keine Ziellinie

Natürlich werde ich auch ohne Schulden Verpflichtungen haben.

Ich werde Rechnungen bezahlen.

Steuern.

Versicherungen.

Wohnen.

Lebensmittel.

Ich werde Menschen in meinem Leben haben, denen ich freiwillig Zeit geben möchte.

Ich werde Projekte haben.

Termine.

Aufgaben.

Freiheit bedeutet für mich nicht, morgens aufzuwachen und keinerlei Verbindung mehr zur Welt zu besitzen.

Das möchte ich überhaupt nicht.

Mir geht es um etwas anderes:

Wie viele meiner Verpflichtungen habe ich selbst gewählt?

Und wie viele davon kann ich wieder beenden?

Ein Kredit lässt sich nicht einfach mit den Worten beenden:

„Heute habe ich keine Lust."

Die Rate interessiert sich nicht für meine Stimmung.

Und je mehr langfristige Verpflichtungen ich aufbaue, desto weniger Möglichkeiten bleiben mir, mein Leben später zu verändern.

Nicht Verpflichtungslosigkeit ist mein Ziel.

Spielraum.

Mein zukünftiges Ich soll wählen können

Vielleicht lässt sich mein Verhältnis zu Schulden heute am einfachsten so beschreiben:

Ich möchte meinem zukünftigen Ich möglichst wenige Befehle hinterlassen.

Nicht:

Du musst noch fünf Jahre diese Rate bezahlen.

Du musst dieses Einkommen erreichen.

Du musst diesen Lebensstandard finanzieren.

Du musst heute noch für etwas arbeiten, das ich vor Jahren unbedingt haben wollte.

Sondern möglichst:

Hier sind deine Möglichkeiten.

Such dir aus, was du damit machen möchtest.

Vielleicht arbeitet mein zukünftiges Ich weiterhin sehr viel.

Vielleicht schreibt es Bücher.

Vielleicht arbeitet es an irgendeinem neuen Projekt.

Vielleicht sitzt es an einem Dienstagmittag mit meiner Partnerin irgendwo und trinkt einen Kaffee.

Vielleicht macht es etwas, an das ich heute noch überhaupt nicht denke.

Ich weiß es nicht.

Und genau deshalb möchte ich diesem Menschen möglichst viel Entscheidungsspielraum lassen.

Denn dieser Mensch bin irgendwann ich.

Und ich habe keine Lust, eines Tages festzustellen, dass jemand meine Zeit bereits vollständig verplant hat.

Nicht einmal, wenn dieser Jemand mein früheres Ich war.

Natürlich kann ich meiner Zukunft nicht jede Verpflichtung ersparen.

Und natürlich kann ich heute Entscheidungen treffen, die sich später trotzdem als falsch herausstellen.

Aber ich kann versuchen, nicht unnötig Ketten zu schmieden.

Denn jede vermeidbare Schuld, die ich heute nicht eingehe, lässt meinem zukünftigen Ich eine Möglichkeit mehr.

Vielleicht sollte ich mit mir selbst deshalb genauso umgehen, wie ich es von einer vernünftigen Politik gegenüber zukünftigen Generationen erwarten würde:

Nicht alles, was ich heute haben kann, muss jemand morgen für mich bezahlen.

Schon gar nicht, wenn dieser Jemand ich selbst bin.

Denn Schulden sind für mich nicht einfach Geld, das ich jemandem schulde.

Sie sind Rechnungen, die mein heutiges Ich an mein zukünftiges Ich schickt.

Und ich möchte verdammt vorsichtig damit sein, wie viele davon ich ihm hinterlasse.

Weitere Werke aus dem Aktiokrat Verlag



Der Lebens-Kompass

Marah Steinfeld, Leonard Fuchs

Kompasscode · Band 3

Arbeiten. Rechnungen bezahlen. Termine erledigen. Erwartungen erfüllen. Weitermachen. Eigentlich besitzen wir mehr Möglichkeiten, mehr Komfort und mehr Freiheit als Generationen vor uns. Und trotzdem fühlen sich viele Menschen erschöpft, fremdbestimmt oder gefangen in einem Alltag, der einfach immer weiterläuft. Der Lebens-Kompass fragt, warum das so ist. Es geht um Arbeit und Bürokratie, Politik und gesellschaftliche Spaltung, Social Media und ständigen Vergleich, Konsum und

Zum Buch

https://aktiokrat.com/de/buecher/der-lebens-kompass-warum-wir-nur-noch-funktionieren-und-wie-wir-unser-leben-zurueckgewinnen

Weitere Werke aus dem Aktiokrat Verlag



Das FFU-Prinzip

Leonard Fuchs

Wie viel Geld braucht ein Mensch, um finanziell frei zu sein? 100.000 Euro? Eine Million? Oder gibt es auf diese Frage überhaupt keine allgemeingültige Antwort? In diesem Buch geht es nicht um den schnellsten Weg zu Reichtum. Es geht um einen bewussten Umgang mit Geld, Zeit und den eigenen Entscheidungen. Leonard Fuchs beschreibt seinen persönlichen Weg zur finanziellen Freiheit und Unabhängigkeit – ehrlich, nachdenklich und ohne Patentrezepte. Dieses Buch möchte dir nicht sa

Zum Buch

https://aktiokrat.com/de/buecher/das-f

fu-prinzip

Weitere Werke aus dem Aktiokrat Verlag



Der Finanz-Kompass

Leonard Fuchs

Kompasscode · Band 2

Du verdienst Geld – aber es bleibt nichts übrig? Du willst sparen, investieren, frei werden – aber irgendwas blockiert dich immer wieder? Dann liegt das Problem nicht an deinem Einkommen. Und auch nicht daran, dass du „zu wenig Ahnung“ hast. Es liegt an deinem Verhältnis zu Geld. Der Finanz-Kompass ist kein klassisches Finanzbuch. Er beginnt dort, wo andere aufhören: bei Denken, Verhalten und ehrlicher Selbstverantwortung. Dieses Buch richtet sich an Menschen, die: finanziell

Zum Buch

https://aktiokrat.com/de/buecher/der-finanz-kompass

Weitere Werke aus dem Aktiokrat Verlag



Der Alpha-Kompass

Adrian Jansen

Kompasscode · Band 1

Die meisten Männer spüren es: Irgendetwas läuft schief. Sie geben zu viel, stellen sich selbst zurück, verlieren ihre Grenzen – und wundern sich am Ende, warum sie ausgenutzt, übergangen oder abgewertet werden. Dieses Buch zeigt dir nicht, wie du „Alpha“ wirst oder wie du Frauen manipulieren kannst. Es zeigt dir etwas viel Wichtigeres: Wie du wieder zu dir selbst zurückfindest. Es geht darum zu verstehen: warum Männer sich kleinmachen, um zu gefallen warum Klarheit, Haltung u

Zum Buch

https://aktiokrat.com/de/buecher/der-a

lpha-kompass